Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 21. 5. 1939 | Nr. 21

Frau und Mutter im alten Germanien.

Ihre rechtliche und tatsächliche Stellung innerhalb der Familie.

Das alte Germanien darf bei unserer heutigen gegenständlichen Betrachtung weder eine geographisch-räumliche noch auch zeitliche Enge umschließen. Dort gab es noch Weite! Weite: — über die Lande der Rhein-, Donau-, Nord- und Ostseegermanen eines Tacitus hinweg bis zur Eldgamla Isafold des hohen Nordens ... über die Zeiten des Frühgermanentums, wie es uns Caesar, Plinius, Strabo und vor allem Tacitus schildern, durch wildbewegte Wellenschläge der Völkerwanderung hindurch bis zur Einmündung in die abenteuerreiche und stark wandlungsfähige Strömung der nordischen Wikingzeit mit ihrem Glanz, ihren Eroberungen, mit den so mannigfachen fremdvölkischen Berührungen und dem sich hieraus wiederum ergebenden Niederschlag wikingzeitlicher Kultur und Geisteshaltung (von 800 bis 1000 unserer Zeitrechnung). Alles in allem: das heidnische oder vorchristliche Germanien muß uns hier gemeint sein! Und doch: bei aller Großzügigkeit, bei allem Weitblick hier und da ein kräftiger Einschnitt zwischen Süd- und Nordgermanen, zwischen Tacitus' Berichten und den altisländischen Sagas, der Edda- und Skaldenüberlieferung des Nordens! Ab und an auch eine bewußte Scheidung in der Bewertung der Quellen und Zeugnisse, gerade hier, beim Thema „Frau und Mutter", das ja unmittelbar in den Strom und die Fülle des altgermanischen Lebens hineingreift.

Lassen wir — soweit der hier nur knapp zur Verfügung stehende Raum es uns gestattet — ganz kurz die Gipfelpunkte im Dasein und Schicksal des Mädchens, der Frau und Mutter germanischer Vor- und Frühzeit vor uns aufleuchten, um uns einerseits an der Stetigkeit dieses Bildes über Völker- und Zeiträume hinweg zu erfreuen und zum anderen aber auch die innere Wandlungsfähigkeit der einzelnen Züge dieses Bildes an Hand unserer Quellen zu verfolgen!

Der Name.

Die unverheiratete Frau im alten Germanien hieß allgemein quinô (das noch im Mittelhochdeutschen, sowie im Dänischen und Schwedischen als kone und kona erhalten ist) — aber quêns (daraus altnordisch kvan) war der Name der verheirateten Frau und Mutter. Daneben gab es es noch zwei gehobenere, mehr attributive Bezeichnungen, nämlich: wip n. und fraujôn f. Das erstere, wip (Weib), ist sächlichen Geschlechts, wie noch heute: das Weib, was jedoch nicht, wie vielfach angenommen wurde, auf die Minderwertigkeit der Frau als käufliche Sache, auf Mundgewalt und Brautkauf zielt, sondern nur, wie ursprünglich im Germanischen viele Neutra, zur Bezeichnung eines allgemeinen Begriffes dienten, oder eines Wesens, das sowohl männlich als weiblich sein kann, wie z. B. das Neutrum god = „Gott" sowohl den Gott als die Göttin bezeichnen und das altnordische skald = „Skalde" ebenso den Dichter als auch die Dichterin meint. Das zweite, fraujôn, woraus sich alt- und mittelhochdeutsch Frouwe und neuhochdeutsch „Frau" lautgerecht entwickelt haben, bezeichnet von Haus zunächst die „Freigebige", „Gütige", dann auch die Sachwalterin und geradezu die „Herrin" innerhalb der Befugnisse ihrer Kinder, Haus, Hof, Stallung und Acker umfassenden Machtbereichs.

Das Mädchen.

Ist ein Mädchen zur Welt gekommen, so entscheidet, wie immer bei einem Neugeborenen, der Vater, ob es vom Fußboden (golf) aufgehoben und damit in die weite Gemeinschaft der Sippe aufgenommen werden soll, oder nicht; im letzteren Fall wurde es getötet oder ausgesetzt. Man muß sich klarmachen, wie absolut vaterrechtlich das germanische Eheverhältnis geordnet, wie sehr der germanische Staat ganz und gar auf der Männer Stärke und ihrem Willen aufgebaut war, wie stark männlich die germanischen Rechtssatzungen und das soziale Leben betont war, um einzusehen, daß es bei allem Wichtigen im Leben natürlich zuerst auf die Männer ankam, und daß darum einem altgermanischen Vater und wohl auch noch manchem Wikinger der isländischen Sagas ein Mädchen weniger wert sein mochte als ein Knabe, so daß er oft den Befehl gab, es unmittelbar nach der Geburt zu töten oder auszusetzen.

Schon aus der hier gestreiften Kindesaussetzung erhellt eindeutig, daß die germanische Gesellschaftsordnung durchaus vaterrechtlich und nicht etwa — wie bei manchen primitiven Völkern der Vor- und Frühzeit — mutterrechtlich orientiert war, wofür es auch in den nordischen Gesetzessammlungen des 12. und 13. nachchristlichen Jahrhunderts (Gragâs, Gulathings- und Frostathingslög), Zeugnisse gibt; vor allem aber in der Hirdskrâ, dem germanischen Gefolgschaftsrecht, bei der Regelung der Erbfolge wenn nämlich zuerst alle nahen und entfernteren männlichen Erben aufgezählt werden, auch die aus Konkubinaten hervorgegangenen unehelichen Söhne, ehe an 8. Stelle erst der ehelich geborene Sohn der rechtmäßige Tochter des verstorbenen Königs in Frage kommt.

Heimat.

Irgendwo am Wegesrand
muß doch meine Heimat liegen;
irgendwo auch wartest du,
um mich in den Schlaf zu wiegen,
und ich weiß, in deiner Hut
schlief es sich sehr tief und gut,
Liebe Mutter!

Manchmal, wie vom Glück gegrüßt,
schreck ich auf mit süßem Bangen —
Bin ich nicht denselben Weg
einst an deiner Hand gegangen?
Rundet heimlich sich ein Kreis?
Ach, daß ich das Ziel nicht weiß,
Liebe Mutter!

Komm, ach, komm zu deinem Kind,
Gib mir deine kühlen Hände,
weil ich arm und müde bin
und der Weg nimmt nie ein Ende —
Wandern soll ich immerzu —
Sing mir du mein Herz zur Ruh,
Liebe Mutter!

Ina Seidel.

Erziehung des Mädchens.

Vorerst ein paar Worte über das kindliche Spiel! Es mag stattgefunden haben auf der Diele (golf) des Hauses, in Gemeinschaft mit Pflegekindern aus anderen Häusern oder auch Kindern Unfreier (Höriger). Zahme Vögel und Nüsse waren zum Spielen beliebt; desgleichen eine Art Puppe (tocka oder docka), bunte Steine und Holzklötzchen.

Von einer eigentlichen Erziehung kann in frühgermanischer Zeit noch keine Rede sein. Wohl kaum auch im alten Island, wo die Frau im Laufe der Winkingzeit ja zu einer immer mehr in den Mittelpunkt tretenden, viel selbständigeren und auch viel anspruchsvolleren Person des häuslichen und geselligen Leben geworden ist. Besser setzen wir für das so modern anmutende Wort „Erziehung" hier: „Erfahrung" — d. h. jenes Maß an gesunder, täglicher Lebenserfahrung, worauf auch der spätere Brautwerber des Mädchens scharf sieht. Erfahrung! — Sie besteht — äußerlich gesehen — vor allem in der schicklichen Handhabung leichterer Arbeiten in Feld und Haus, im Anfertigen von Lagerdecken und Gewandung, im Erlernen des Met- und Bierbrauens, wobei bekanntlich jede germanische Hausfrau gern Ehre einlegen wollte. Sodann finden wir das junge Mädchen beim Bedienen der Gäste und sonstigem Zurhandgehen am häuslichen Herd. Mitunter auch als müßige Zuschauerin bei den Ballspielen und sonstigen sportlichen Darbietungen der männlichen Jugend, wie es uns in den isländischen Sagas wiederholt berichtet wird. Die Leibesübungen selbst waren der männlichen Jugend vorbehalten.

Reife und Liebe.

So kommt das junge Mädchen allmählich ins heiratsfähige Alter. Sie ist dann eine frumvaxta oder eine gjafvaxta, wie es die Sagasprache so hübsch ausdrückt, nämlich eine zum „Vergeben", d. h. zum Verloben Herangewachsene. Zu der eben besprochenen Erfahrung des täglichen Daseins tritt nun die innere Reife, jene Erfahrung, die im Wissen um den schicksalhaften Ablauf des menschlichen Daseins und aller Lebensdinge liegt.

Das Schicksal des altgermanischen Mädchens war die Ehe. Wie stand es nun mit Liebe und Neigung? Darüber schweigt Tacitus ebenso wie alle späteren Berichterstatter Altgermaniens. Aber der Norden, mit seinem farbenfrohen Mosaikbild äußerer Lebensgestaltung, lüftet auch hier ein wenig den Vorhang: Wir sehen in den Sagas die Mädchen als Zuschauer bei den Ballspielen und sonstigen Darbietungen eines bescheidenen altisländischen Olympia oder an andersartiger Geselligkeit teilhabend, so daß es genug Gelegenheit zu zwanglosem „Sichkennenlernen" gab, und es auch zu wirklicher gegenseitiger Neigung kommen konnte. Aber selbst hier, im modernen heidnischen Island, wo die gesamte äußere Kultur durch die Wikingzeit schon viel differenzierter geworden war und die Frau mitunter eine wahre Herrschernatur hervorkehrt, ihren Willen und Einfluß andern aufzwingen konnte ... selbst hier erfahren wir über Liebe und Neigung von der Frau her gesehen, kaum etwas. Wohl freilich vom Manne her. Somit in der ganzen reichen, überaus anziehenden Sagaüberlieferung auch nicht eine einzige Stelle, an der es von einem Mädchen heißen würde ... „und sie faßte Neigung zu ihm ..."! Wohl aber umgekehrt: „Er faßte Neigung zu ihr." Das altgermanische und altnordische Mädchen ver-

---

Käte Kestien

Mutter im Weltkrieg.

Ganz wunderschön war unser Garten, aber was verlangte er auch an Arbeit und Pflege! Da mein Vater einen zwölfstündigen Arbeitstag im Werk hatte und für jeden Weg dorthin und wieder zurück je dreiviertel Stunden brauchte, so ist es ohne weiteres klar, daß die ganze Arbeitslast auf den Schultern meiner Mutter lag. Mein Vater wollte oder konnte nicht sehen, wie meine Mutter sich abschuftete. Meine Mutter machte alles ohne jegliche fremde Hilfe. Wer nur die geringste Vorstellung davon hat, was fünfeinhalbtausend Quadratmeter Land sind — so groß war unser Garten —, der hat auch eine Vorstellung davon, wie sehr meine Mutter arbeiten mußte. Und es kam hinzu: Meine Mutter liebte ihre Erde so sehr, daß sie sich dadurch das Leben und die Arbeit noch mehr erschwerte. Nach jedem Steinchen, das sich noch irgend fassen ließ, bückte sie sich bei der Gartenbestellung, denn „die Pflanzen stoßen sich wund daran", pflegte sie zu sagen. Und im Herbst, wenn alles abgeerntet war, grub sie das ganze Land um, statt alles bis zum Frühjahr liegen zu lassen, wie es doch die meisten Leute tun. Nein, sie grub alles um, damit die Erde die Winter über für den nützlichen Frost aufgelockert lag und im Frühjahr der Dung auf diesen vorgelockerten Boden geworfen werden konnte. Sie fuhr den Dung auf, wenn der Himmel und ihr Rheumatismus Regen kündeten, der den Dung dann gleich gut in die Erde hineinwaschen konnte. Und dann kam die Zeit, in der meine Mutter von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang nur Erde umgrub.

Wir hatten soviel Arbeit, daß ich als Kind schon früh aufstehen mußte, um im Garten zu helfen. So habe ich gesehen, wie meine Mutter, wenn sie in aller Frühe in den Garten kam, zuerst jene Beete aufsuchte, die als nächste das erste Grün versprachen. Sehr tief bückte sie sich dann über die im ersten matten Frühlicht sich dehnende Erde, um alles genau sehen zu können. Und wenn sie dann gerade in ihrer Nähe war, so sagte sie wohl: „Die Karotten kommen schon." Oder was es sonst war. Ihr Gesicht zeigte dann eine Wärme wie sonst nicht oft, und schon bückte sie sich wieder über ein anderes Beet. In dem allerersten winzigen gelblichen Grün der Pflanzenspitzen sah sie den Lohn für ihre Arbeit.

Als wir im Frühjahr 1915 begannen, unser Land umzugraben, kam mein Vater gerade in den Schützengraben. Damals glaubte man noch an ein baldiges Ende des Krieges, und so hatte meine Mutter nicht damit gerechnet, meinen Vater noch als Soldaten zu sehen. Ihren Kummer ließ sie sich nicht anmerken, aber sie wartete nun immer sehr auf den Briefträger.

Robert, der gleich freiwillig mitging, war schon seit Weihnachten in Rußland, und Martin kam nun aus der Schule. Da es in dieser Zeit schwer war, eine Lehrstelle für einen Jungen zu finden, so blieb er einstweilen noch auf seiner Laufstelle, aber dann gelang es meiner Mutter doch, ihn bei einem alten Malermeister, der auf keinen Fall mehr in den Krieg mußte, unterzubringen. Da unsere magere Kost aber Martin nicht behagte, so suchte er sich eine Nebenbeschäftigung und fand schließlich etwas: Mittwochs und Sonnabends zum Kegelaufsetzen. Dafür bekam er jedesmal zwei Mark und ein gutes Abendbrot. Als meine Mutter aber einmal merkte, daß er nach Bier roch, stellte sie ihn vor die Wahl; Schluß mit dem Kegelaufsetzen oder keinen Tropfen Alkohol mehr! Natürlich verzichtete Martin auf das Bier und ging weiter zum Kegelaufsetzen; aber trotzdem war es mit dem Kegelaufsetzen plötzlich aus. Es tat mir leid um Martin, weil er sein gutes Abendbrot und meine Mutter vier Mark in der Woche verlor, die wir gut brauchen konnten.

Martin erzählte uns nämlich eine merkwürdige Geschichte. Sie erschien ihm so lustig, daß er sie uns genau erzählte: Einer der Kegelbrüder hatte ihm für jeden Abend eine Mark extra versprochen, wenn er ihm so manchmal „Alle Neune" verschaffen würde. Um diesen Treffer zu bekommen, gab er ihm den Tip, eine sehr dünne Schnur über die Kegelfelder zu legen und sich das andere Ende der Schnur an den Schuh zu binden. Kam die Kugel nun angerollt, so mußte Martin sehr im richtigen Augenblick, also im gleichen Moment, in dem die Kugel anlangte, eine ganz unauffällige kräftige Bewegung mit dem Fuß machen und so durch die Schnur alles umwerfen. „Das ist nicht so einfach, wie ihr vielleicht denkt", sagte Martin, „aber ich habe die Sache fein geschmissen. Er hat mir gleich nachher die Mark gegeben und mir erzählt, daß ein Freund von ihm es sich auch mal so machen ließ und bös dabei reinfiel; denn der Kegeljunge, der die Sache machen sollte, zog um einen kleinen Augenblick zu früh die Schur an, so daß die Kegel schon fielen, bevor die Kugel noch da war!" Und Martin schüttelte sich vor lachen.

Aber er kannte seine Mutter schlecht. Sie hatte sich die Geschichte ruhig bis zum Schluß angehört, hatte sogar ihre Arbeit weitergemacht, während er sprach. Dann aber sagte sie: Wo ist die Mark?"

„Hier". Und Martin legte sie ihr hin; denn für sich wollte er sie sowieso nicht haben.

„Und wer ist der Kerl?"

Martin blickte sie erstaunt an. Ihr Ton verriet ihm alles.

„Mutter, das darf ich dir auf keinen Fall sagen. Nein, das ist unmöglich. Das ist Ehrensache", sagte er nach Art der großen Jungen, die bei beliebiger Gelegenheit dieses große Wort erstmalig anwenden.

„Schöne Ehrensache", erwiderte ihm meine Mutter. „Also, Martin: wer ist es?"

„Ich kann es dir wirklich nicht sagen, Mutter".

„Wenn du es mir nicht sagst, dann gehe ich das nächste Mal auf die Kegelbahn und frage jeden."

Martin war so sehr in Verlegenheit, daß er lachte. „Das tust du bestimmt nicht, Mutter!"

„Ganz bestimmt", sagte sie.

Martin wurde sehr ernst. „Du wirst mich nicht blamieren".

„Ich will wissen, wer es versucht, mein Kind zum Betrüger zu machen!"

Martin wurde blaß. „Ich werde ihm die Mark zurückgeben und ihm sagen, daß —"

hält sich also, was Neigung und Liebe angeht, durchaus passiv.

Werbung und Verlobung.

So geht also auch vom Manne der Wunsch aus, sich ein bestimmtes Mädchen anzuverloben, um es später als Gattin heimführen zu können. Bei Werbung und Verlobung kommt es so gut wie gar nicht auf das Mädchen an, sondern in erster Linie auf peinliche Innehaltung aller rechtlichen Formalitäten: Antreten des Werbers vor dem gesetzlichen Mundwalt des Mädchens (meist ist das der Vater oder nach dessen Tode der älteste Bruder) und Anbieten des Brautkaufs. Entsprechend gibt es also keinen altgermanisch-nordischen Sprachausdruck, der das „Sichverheiraten" vom Mädchen her wiedergäbe, sondern immer nur auf den Mann bezüglich, wie etwa altisländisch kvângaz und kvaenaz = sich eine Frau nehmen, oder angelsächsisch giwifian, was direkt besagt: sich beweiben.

Das alles geht natürlich auf uralte Gepflogenheiten zurück. Bei den alten Germanen besaß die Frau nicht das Recht, sich selbst zu verloben, es konnte nur von dem geschehen, der die gesetzliche Mundgewalt über das Mädchen hatte; das war also meist der Vater, der älteste Bruder oder sonstige älteste männliche Verwandte von Vaterseite her. Nicht einmal die Mutter hatte ein Wort mitzureden bei der Verlobung oder „Vergebung" ihrer Tochter, die ihrerseits selbst meist ohne ihr Wissen und Zutun verlobt wurde. Der Werber hatte zunächst, ehe die Verlobung formell ausgesprochen ward, den Brautkauf zu entrichten, Landbesitz oder sonstiges Vermögen, das an den Vater oder Mundwalt gezahlt wurde. Erst dann war die Verlobung und die nachfolgende Ehe rechtsgültig. Dieser starre Zwang des Gesetzes mag aber schon früh dahingehend gemildert worden sein, daß der Werber sich vorher einmal in ein Gespräch mit dem betreffenden Mädchen einließ oder der Vater seine eigene Einwilligung von dem Entscheid der Töchter abhängig machte ... So ist es jedenfalls häufig in den altnordischen Sagas zu verfolgen ... Auch scheint in späterer Zeit der Brautkauf (Malschatz oder Mund) nicht mehr an den Vater des Mädchens gezahlt worden, sondern als Gabe, als Brautgeschenk dem Mädchen selber zugefallen zu sein.

Die verheiratete Frau und Mutter.

Sie ist die unbedingt zuverlässige Genossin und Kameradin des Mannes, in Krieg und Frieden. „Es wird berichtet", so sagt unser Kronzeuge Tacitus (Germ. c. 8), „daß manche Schlachtreihen, die schon ins Wanken und Weichen gekommen waren, von den Frauen wieder zum Stehen gebracht worden seien durch inständiges Bitten". In Friedenszeiten liegt ihr das gesamte Hauswesen einschließlich der Kinderbetreuung ob. Die heranwachsenden Mädchen und Sklaven helfen ihr bei harter Ackerarbeit, zu der sich der Mann, seiner Neigung nach mehr Krieg, Jagd und Abenteuerfahrten zugetan, nicht entschließen mag. Und so bleibt es bis weit in die Völkerwanderungszeit hinein auf deutschem Boden. So ist es in den Grundzügen auch noch im skandinavisch-isländischen Norden der Wikingzeit, nur — daß hier die Männer mit Hand anlegen, im Hause, bei der Viehzucht und vor allem bei der anstrengenden Feldarbeit, so daß den Frauen etwas Muße bleibt zu Handfertigkeiten, zur Freude an Putz und Geselligkeit.

Hart und streng muten uns oft die altgermanischen und auch die späteren nordischen Gesetze an in ihrer Frauenbevormundung und dem bekannten, allzu deutlichen „Mit zweierlei Maß messen" im Hinblick auf das Halten der ehelichen Treue. — Wer aber dazwischen hier und dort Bilder des wirklichen Lebens verfolgt, wie sie uns auf deutschem Boden die Heldensage, im Norden jene klassischen Familiensagas auf Island an die Hand geben, der wird einsehen, wie grau und hart alle Theorie der Gesetzesbuchstaben und wie „grün des Lebens goldener Baum" dagegen immer bleibt, sobald der ganze warme, wirklichkeitsnahe Strom des Lebens tatsächlich ein Volk durchdringt. So mildern Sitte und Gewohnheit das starre Recht. So weiß die altgermanische Frau sich durch Mut und Entschlossenheit, nicht selten auch Klugheit und geistige Überlegenheit in Rat und Rede ihren Platz innerhalb der vier Pfähle des Hauses zu erobern, als Frouwe, als „Herrin" im edelsten Sinne des Wortes.

Will man die Bedeutung des Wortes „Mutter" für die Germanen der taciteischen Frühzeit als auch der nordischen Wikingerzeit gleicherweise tief genug erfassen und würdigen, so muß man wohl oder übel weit vor Tacitus zurückgehen, über die Römer- und Keltenzeit zurück in die Vorgeschichte und von hier ab verfolgen, wie innig die Mutter mit der gesamten religiösen Vorstellungswelt der alten Germanen verknüpft war. Sind es doch gerade die Erdmutter- und Fruchtbarkeitskulte überhaupt, die wir am ehesten und sichersten für die Germanen nachweisen können! Und diese Erdmutter, diese göttliche Terra Mater, sie ist ja der wirklichen Mutter des kurzen Daseinskampfes auf der blühenden Erde nachgebildet! Aus dem Schoße von Mutter Erde quillt alles Leben, alle Kraft. So auch aus dem Schoße jeder germanischen Mutter jene unbändige Kraft jungen, krieg- und kampfbegeisterten Germanentums.

Es gibt Meinungen von Gelehrten und Laien, wonach die germanische Frau eine besondere Funktion als Priesterin gehabt habe, und analog spricht man dann in einem noch gehobeneren Pathos von der Mutter als Priesterin am häuslichen Herd. Das ist in dieser Aufmachung schon deshalb übertrieben, weil das Germanentum ja überhaupt kein eigentliches Priestertum gekannt hat, auch kein männliches, wie etwa die benachbarten Kelten. Wohl aber gab es heilige Frauen, gab es ganz besonders verehrte und hochgeschätzte Frauen, die, mit Sehergabe ausgestattet, die Zukunft zu erforschen vermochten, deren Rat man einholte und meist auch befolgte. So die weithin, sogar bei den feindlichen Römern berühmte Valeda der Brukterer, wie Albruna, Ganna und Gambara.

Solche Höhe und Einmaligkeit kann aber immer sich nur aus der Fülle heraussondern. Das irgendwie Heilige und um die Zukunft Wissende, jenes aliquid sanctum et providum, das Tacitus im 8. Kapitel seiner „Germania" so warm und überzeugend herausstellt — es war vorhanden! Nur: es war keine Alltagserscheinung, und es war bereits in die Sphäre des Halbgöttlichen einbezogen!

Dr. A. Heiermeier.

Schau die Erde ...

Schau die Erde —
Oh, wie liegt auf allen Wegen
Zauberglanz der Schönheit ausgebreitet!
Und der Himmel —
Wie sich seine Flügel legen
Und sein Blau sich endlos weitet!

Nimm dein Herz
In deine warmen Hände,
Laß es weithin alle Schönheit seh'n!
Und das Glück
Schenkt sich als reinste Spende,
Still wird es durch deine Stunden geh'n.

Werner vom Hofe.

Guts Muths.

(Zum 100. Todestag des großen Turners und Volkserziehers am 21. Mai.

Johann Christoph Friedrich Guts Muths, der am 9. August 1759 in Quedlinburg am Harz geboren und am 21. Mai 1839 in Ibenhain bei Schnepfenthal im Thüringer Wald gestorben ist, ist unzweifelhaft einer der universalsten Geister, die je in Deutschland gelebt haben. Seine Leistungen liegen auf drei verschiedenen Gebieten: Erziehungskunde, Erdkunde und Leibesübungen. Die Männer der geographischen Wissenschaft nehmen ihn ebenso als ihren Bahnbrecher in Anspruch wie die Vertreter der Leibesübungen, auch die Erziehungswissenschaft gedenkt seiner in Dankbarkeit.

Guts Muths, der sich auf das Amt des Geistlichen vorbereitet hatte, ward bereits als Sechsundzwanzigjähriger Lehrer an die berühmte Knabenerziehungsanstalt im Thüringer Wald berufen, wo er bis ins hohe Alter tätig blieb. Noch beim 50jährigen Amtsjubiläum turnte er mit seinen Schülern zusammen. Bis 1839 erteilte er Turnstunden, also noch im Alter von 80 Jahren. Wenige Wochen, nachdem er sich von seinem Erzieherwerk zurückgezogen hatte, starb der große Pädagoge nach einem arbeitsreichen und gesegneten Leben.

Am bedeutsamsten von seinen zahlreichen Werken ist unzweifelhaft seine „Gymnastik für die Jugend", 1793 erschienen. Dieses Buch bedeutete eine Kampfansage gegen die Erziehungsweisen seiner Zeit; es wurde in die schwedische, holländische, griechische, englische und französische Sprache übersetzt. Die Neuausgabe von 1804 behandelte vor nunmehr 135 Jahren das Schwimmen bereits recht ausführlich, erwähnte selbst das Skilaufen und sprach sich für einen gymnastischen Tanz aus.

Überhaupt vertritt Guts Muths durchaus „neuzeitliche" Forderungen. Unter Gymnastik versteht er alle natürlichen Bewegungsformen wie Laufen, Springen, Werfen, Klettern, Tragen, Steigen, Heben, Tanzen, Wintersport, Schwimmen; der Gedanke täglicher Leibesübung ist ihm selbstverständlich. Sein drei Jahre nach der „Gymnastik" erschienenes grundlegendes Werk „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes" steht unter dem Leitwort: „Ihr könnt fröhlich sein und scherzen, doch verscherzt die Unschuld nicht!" Eine Turnhalle scheint Guts Muths entbehrlich zu sein, er macht aber Vorschläge für einen Sportplatz mit Laufbahn. Ihn bewegen Fragen der Rasse- und Gesundheitspflege, besondere Aufmerksamkeit wendet er der Heilpflege zu. Kurzum, ein umfassender Geist beginnt sichtbar zu wirken.

Im Gegensatz zu Jahn hat Guts Muths die Früchte seiner Tätigkeit reifen sehen. Seine Arbeit wurde beachtet, Freiherr vom Stein machte seine Mitarbeiter darauf aufmerksam. Selbst das Ausland folgte diesem Vorbilde; vor allem Dänemark und Schweden, aber auch Holland, Frankreich, England und die Schweiz. Schnepfenthal, das erste „Turninstitut der Welt" wurde von Gästen förmlich überlaufen. Jahn selbst machte dort einen Besuch und faßte sein Urteil über Guts Muths dahingehend zusammen, daß er ein „echter Vaterlandsfreund" wäre.

Über die Beziehungen von Jahn und Guts Muths sprach sich Dr. Waßmannsdorf 1871 wie folgt aus: „Neu bei dem Jahnschen Turnen ist, abgesehen von einer gewissen Vermehrung und Ausbildung des Übungsstoffes, nichts als die Annahme des für urdeutsch gehaltenen Wortes „Turnen" anstatt „Gymnastik" und der Versuch, eine rein deutsche Kunstsprache anzuschaffen. Höhere, reinere Erziehungsideale, als Guts Muths sie für die Leibesübungen in Deutschland ausgesprochen, sind von Jahn in das deutsche Erziehungswesen nicht eingeführt worden." Wenn Universitätsprofessor Theobald Ziegler in seiner „Geschichte der Pädagogik" die turnerischen Arbeiten von Guts Muths mit dem vergleicht, was die Gebrüder Grimm für den deutschen Märchenschatz bedeuten, so bleibt zu sagen, daß heutzutage zwar jeder die Grimmschen Märchen, aber kaum jemand Guts Muths kennt, von seinen Werken ganz zu schweigen.

Guts Muths war der bedeutendste Wiederbegründer deutscher Gymnastik vor Jahn. Jahns Wirken hat die Verdienste verdunkelt, die sich Guts Muths um die Entwicklung des Schulturnens, als Turnlehrer und Turnschriftsteller erworben hat. Es ist in unseren Tagen viel von Friedrich Ludwig Jahn die Rede, dessen großes Werk wohl nie so zeitnahe wie augenblicklich war. Seine Verdienste um die Turnkunst sind unbestritten und hinreichend bekannt, aber es scheint doch an der Zeit, daneben des Mannes zu gedenken, der zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist.

Von seinen Schriften hat Ernst Witte einmal gesagt, daß der „Geist seiner Persönlichkeit" darin lebe. Diesen darin zu suchen, sich von dem Atem dieses frischen, freien und starken Menschen umwehen zu lassen, das kann dem deutschen Turner und dem deutschen Erzieher nicht oft und eindringlich genug ans Herz gelegt werden.

„Nein, nein", sagte meine Mutter. „Ich will mit ihm sprechen!"

Martin kämpfte gegen Tränen. Es glückte ihm, sie wegzuschlucken. Er sagte: „Dann lauf' ich aus der Lehre! Ich tue das wirklich!"

„Laß ihn doch die Mark hinbringen!" mischte ich mich ein. „Er wird sowas schon nicht noch einmal machen."

Meine Mutter hatte ein ganz undurchdringliches Gesicht, als sie jetzt sagte: „Gut, Martin, ich will dich nicht blamieren, wie du es nennst, aber das sage ich dir: mit dem Kegelaufsetzen ist es vorbei. Wir haben hier Arbeit genug zu Hause. Und wovon wir satt werden, das muß dir auch genügen. Kein Groschen soll meinen Kindern durch die Hand gehen, der nicht sauber ist!" Dann drehte sie sich kurz um und ging an ihre Arbeit. Auch ich hatte noch zu tun, aber vorher sagte ich leise: „Nimm bloß die Mark weg, Martin!"

Schnell kam der Winter 1917. Wenn meine Mutter zum Helfen auf den Bauernhof draußen ging, blieb sie manchmal auch die Nacht weg. Es brachte dann doch stets ein Stück Brot mehr und auch Kartoffeln, die uns immer sehr fehlten bei den hungrigen Kindern. Doch wenn sie sehr spät kam, war es jedes Mal eine Angst für mich, sie so allein auf der einsamen Chaussee zu wissen. Einmal wurde es fast Mitternacht, ehe sie kam. Sie brachte Gerste mit, und ich brannte sie gleich für einen frischen Kaffee, denn halb erfroren schien sie mir zu sein. Aber ich konnte nicht viel sagen, daß sie so spät kam, denn sie brachte jedesmal ein schönes Landbrot mit. Ein ganzes Brot, von reinem Korn gebacken. Ich hätte am liebsten noch die Kinder geweckt, um ihnen eine solche Scheibe Brot in die Hand drücken zu können, denn sie waren an diesem Abend noch mehr als sonst zu kurz gekommen.

Ich sagte dann zu meiner Mutter: „Du warst doch erst heute am frühen Nachmittag gegangen. Und dies alles hat dir die Frau dafür gegeben?"

„Das ist schon Vorschuß", sagte meine Mutter. „Paß auf: ich soll Strümpfe stricken!" Und sie sah mich strahlend an.

„Strümpfe stricken? Hat sie denn Wolle?" fragte ich erstaunt.

„Hat sie wohl", sagte meine Mutter.

„Na, die stricken wir dann schnell weg!"

„Nicht so schnell! Zwanzig Paar soll ich stricken!"

„Zwanzig Paar?" So erstaunt war ich noch nie gewesen.

„Ja, für den Mann und drei Söhne und auch wohl noch für andere. Ich weiß das nicht genau. Aber bis zehn Tage vor Weihnachten müssen die zwanzig Paar fertig sein und dann? Nun hör' mla richtig zu!" Das Gesicht meiner Mutter war ganz hell geworden. „Dann bekomme ich als Lohn Wolle für zwei Paar Strümpfe!"

So, so!

„Hast du dir das denn auch richtig durchrechnet, Mutter?"

„Ja, ich weiß, daß ich die Nächte dazu nehmen muß, aber wir haben dann doch Weihnachten auch ein schönes Geschenk für Franz ins Feld. Er wird sich freuen!"

„Er wird sich sehr freuen, Mutter!" Und ich dachte: Zwei Paar als Lohn für zwanzig Paar. Zwanzig Paar Strümpfe, von müden Fingern Masche an Masche sauber gestrickt. Wie ist die Rechnung? Ist sie glatt? Ich sah meine alte Mutter da vor mir sitzen, wie sie sich an einer Tasse Gerstenkaffee labte, nachdem sie Stunden in eisigem Wind über die Landstraße gelaufen war. Und ich sagte: Soviel ist aber gewiß, Mutter: Ich muß den Weg von dir bezeichnet bekommen, den du von unserm Haus bis draußen an die Chaussee gehst. Wenn ich dir mal entgegengehen kann, dann ist das besser für mich, als hier in Angst zu sitzen und zu warten!" Und sie sagte mir den Weg.

Vier- oder fünfmal in der Woche ging meine Mutter waschen. Das waren gute Tage für die Kinder, denn immer brachte sie ihr Abendbrot von den Stellen mit, und oft war es reichlich, so daß wir dann alle eine Schnitte extra bekamen. Manchmal war sogar ein Schinkenbrot dabei, manchmal auch ein Ei. Auch von ihrer Mittagsmahlzeit brachte meine Mutter oft genug etwas mit heim. Daß sie deswegen hungerte, das bestritt sie mit glaubwürdiger Entschiedenheit. Aber sie wurde immer weniger. Doch keine Macht der Erde hätte sie bestimmen können, von dem zu essen, was sie für uns nach Hause brachte.

Es war Winter, und daß meine Mutter sich nicht mehr kräftig genug fühlte, die weiten Wege zu machen, war kein Wunder, denn sie hatte am meisten gelitten und am meisten gehungert. Doch als sie sah, welchen Schaden wir alle nahmen, da machte sie sich trotzdem wieder auf den Weg.

Nach Tagen erst kam meine Mutter wieder. Und wenn die weiten Wege über die Chaussee sich früher auch besser gelohnt hatten, so waren wir uns doch noch niemals so reich vorgekommen wie an diesem Abend. Die Mutter machte uns gleich einen tüchtigen Topf Pellkartoffeln. Und dazu eine Soße von reiner Milch, die sie mit getrockneter Petersilie würzte. Ihr Gesicht war hell, und nicht wie sonst hielt sie den Kopf gesenkt beim Essen, um den Augen ihrer Kinder auszuweichen. Jetzt sah sie alle voll an.

Fast aber vergesse ich zu erzählen, daß meine Mutter auch ein paar Kloben Holz mitbrachte. Die hatte sie auf dem Rücken getragen, zusammen mit den Kartoffeln in einem Sack. Und obwohl es Abend war, tat sie nun doch noch Holz in den Ofen, der von dem leichten Feuer schnell eine angenehme Wärme gab, wie wir sie lange schon entbehrt hatten. Und da wir an diesem Abend außerdem noch satt geworden waren, so gab es eine glückliche und eine zugleich doch wehmütige Stimmung, in die hinein Klaus sagte: „Mutter, ein Lied haben wir heute gelernt, sag' ich dir! Oh, ein feines Lied! Das geht so", — ... und mit seiner noch dünnen Stimme sang er: „Üb immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab —" Er mußte sich sehr mühen, den Ton richtig zu halten und so voller Innigkeit war sein Gesang, daß ihm die Augen feucht dabei wurden. Doch vielleicht auch uns.

Aus dem im Societäts-Verlag Frankfurt a. M. verlegten Buch „Als die Männer im Graben waren."